

ROBERT PROSSER



ROMAN

ullstein
fünf

GEMMA HABIBI

lf "nf



1.

Links rechts. Simon bandagiert meine Hände, führt das schwarze Band abwechselnd ums Gelenk und zwischen den Fingern hindurch, fest genug, um Schutz zu sein für die Knochen unter der Haut. Langsam, gewissenhaft, er hält die Augen auf meine Linke, meine Rechte, ich weiß, dass in seinem Blick eine besondere Zärtlichkeit liegt.

Simon tippt mir auf die Schulter, und zur Antwort forme ich eine Faust. Es ist ein stummer, einzig aus Berührung bestehender Dialog. Er kontrolliert sein Werk, blickt hoch. Keine Zuneigung mehr in seinen Augen, nur Kalkül, mit diesen Augen wird er bald in der Ecke stehen. Du machst ihn fertig, kein Problem, sagt er und zieht meinen Kopf zu sich, Stirn an Stirn sagt er: Du hast Herz, Junge.

Alter Boxer-Sprech, dein Herz, mein Herz, vor jedem Kampf eine Anrufung dieses besonderen Organs, Metapher für Willen oder Irrsinn, was auch immer dich gegen einen übermächtigen Gegner durchhalten lässt; eine Litanie, die in jeder Umkleide jeder Mehrzweckhalle Millionenfach geflüstert oder rausposaunt wurde, vor jedem Fight, der je zwischen hier und Kapstadt oder Reykjavík stattgefunden hat. Der Raum ist erfüllt von den zischen den Atemstößen schattenboxender Gestalten. Österreichische Staatsmeisterschaft 2015, zweiter Tag. Aus dem Saal

dringt Geschrei, aufgrund eines Knock-outs vielleicht, dessen Anblick das Publikum von den Plätzen gerissen hat. Alle horchen auf. Auch Simon hält inne, sagt: Christine ist gerade dran.

Als ich zu boxen anfing, bläute sie mir das Wichtigste ein, mich bei einem Angriff nicht wegzudrehen, die Augen auf den Gegner zu halten und ständig eine Hand zur Deckung am Gesicht. In ihrer ruhigen Art wies sie mich auf falsch ausgeführte Haken oder schlampige Schritte hin; als ich sie erstmals bei einem Turnier sah, überraschte mich die nahezu halsbrecherische, jagende Kampfweise, die sie innerhalb der Seile zeigte. Hoffentlich bedeutet das Schreien nicht, dass sie am Boden liegt.

Jetzt, mit bandagierten Händen, ist es definitiv, unausweichlich. Nervosität, Vorfreude, kribbige Mischung, mein Körper muss warm werden, mein Kopf kühl bleiben. Jemand fährt mir von hinten durch die Haare, es ist Z, ganz aufgereggt: Mann, Halbfinale, zeig, wie gut du bist. Z kann nicht ruhig bleiben, keine Chance, nicht jetzt, nicht, wenn er selbst unbedingt in den Ring will. Er läuft Idris entgegen, ruft: Bruder, ich wäre heiß auf die Show. Idris hat Kopfhörer auf, bekommt nichts mit. Sein Oberkörper pendelt, die Fäuste deuten Schläge an. Simon sieht Z kopfschüttelnd nach, sagt: Der ist wie ein junger Hund.

Mit Fingerspitzen streicht er Vaseline über meine Stirn, Augenbrauen und Schläfen, die mit einem Tausendstel Adrenalin vermischt Salbe hilft, allfällige Blutungen zu stillen. Zweiter Tag, zweiter Auftritt. Nach der gestrigen Abwaage wurde mir für den Auftakt ein Salzburger zugeschlagen. Bleiben wir locker, sagte er, Kohle gibt's keine, also warum uns die Schädel einschlagen. Übern angebotenen

Fistbump hinweg erwiderte ich: Klar, machen wir so. Plumpe Finte, kaum war der Kampf freigegeben, schlug er harte Geraden, um mich mit der ersten Attacke von den Füßen zu fegen. In der nächsten Runde erwischte ihn mein rechter Haken, ich glaubte die Wucht zu spüren, die durch ihn jagte, mit diesem Schlag holte ich den Sieg.

Die Metalltür in den Gang öffnet sich, Jubel, Klatschen, Christine bahnt sich ihren Weg, Umarmungen, anerkennendes Schulterklopfen. Knapp dahinter ihr Betreuerduo: Andi, ein vormaliger Kämpfer, und Jo, der Besitzer meines Gyms. Habt ihr sie gesehen, strahlt er uns entgegen, habt ihr gesehen, wie stark sie war? Sie löst den Knoten ihrer braunen Haare, fährt sich mit den Fingern durch die Strähnen. Der überstandene Kampf zeigt sich am linken verschwollenen Auge und dem leichten Zittern, das durch ihren Körper läuft. Simon wirft ihr ein Handtuch zu. Hör mal, wendet sich Andi an mich, der Boden ist hart, die Seile sind locker, vergiss das nicht. Ich nicke. Bei festem Grund musst du mehr Kraft für die federnden Schritte aufwenden, bei lockeren Seilen kannst du dich weit rauslehnen, hast aber wenig Spannung im Rücken. Glückwunsch, sage ich, und Christine wischt sich mit dem Handtuch übers gerötete Gesicht. Danke. Gleich bist du dran, das schaffst du. Sie tänzelt rückwärts, bis in die Haarspitzen erregt von ihrem Sieg. Bleib in Bewegung, sagt Simon zu mir, ich hole dir was zu trinken.

Klipp klapp, die Springschnur knallt. Schnalzt übern Boden, klipp klapp, nur auf dem linken Fuß, an der Wand Poster vergangener Turniere, mit finsterer Visage verfolgen die Boxer mein Springen, den Wechsel auf den rechten Fuß, der Sekundenzeiger rennt, klipp tack, klapp tick.

Linke Gerade, linker Haken, rechte Gerade. Jab Hook Punch. Der Spiegel zeigt 1,84 Meter und 75 Kilo in roten Shorts und rotem Leibchen. Endlich. Bald ist es vorbei. Jedes Mal überrascht es, wie schnell drei Runden vergehen. Um mich entspannte Großmäuler, die ihren Auftritt hinter sich haben – ich bin nicht zu schlagen, ich marschiere durch bis zum Titel –, die ihre Heldenataten oder die Niederlagen anderer kommentieren: Meine Fresse, Janko lag nach dreißig Sekunden.

Spiegel, komm, einmal noch, 1,84 Meter, 75 Kilo. In der nächsten Garderobe mein Gegner. Linksausleger wie ich, zwei Kilo leichter. Nachdem ich in der Sporthalle eingetroffen war, kam Simon mit der Liste der heutigen Paarungen zu mir. Deiner hat bereits 26 Kämpfe, sagte er, der hat Erfahrung, pass auf. 26 stehen meinen 18 gegenüber. Links, links und rechts, Jab, Jab und Punch, im Takt sag ich mir vor: Ich schick ihm Schock in den Kopf. Jab und Punch, Hook. Und: Er wird nur Schwarz vor den Augen haben.

Mehrere Wochen Vorbereitung liegen hinter mir, Wochen, in denen das Schnalzen der Springschnur den Takt vorgab. Sparring, Krafttraining, Laufrunden um den Block oder durch den Park. Es war, ehrlich gesagt, fürchterlich langweilig. Wenn Simon noch einmal verlangt hätte, diese oder jene Kombi auf die Pratzen zu knallen, ich hätte ihm den Zahnschutz vor die Füße geworfen und wäre abgehauen. In den Nächten träumte ich vom tickenden Sekundenzeiger, und wenn ich tagsüber durch die Stadt ging oder auf die Straßenbahn wartete und mich unbeobachtet glaubte, spielte ich schattenschlagend die Taktiken durch. Das Boxen übernahm mein Gehen, Reden, Denken. Das

war's wert, ich bin bereit für drei mal drei. Drei Runden à drei Minuten.

Quer durch den Raum Simons Stimme: Lorenz, es geht los. Ein aufmunternder Blick von Christine, Z ruft: Gemma *habibi*. Simon folgt mir in den Kellergang, hinter ihm Jo; die beiden werden in meiner Ecke sein. Am Ende des Flurs die Metalltür.

Nichts ist heftiger als das, sagte Z, als wir darüber sprachen, was für uns am Boxen das Einmalige, das Unübertreffliche, das Allerbeste ist, nichts ist heftiger, als zuzugehen auf dieses Schreien und Stampfen. Die Metalltür vibriert vom Bass eines Lieds, ein Security drückt die Klinke, der Lärm wird zu Applaus und aus dem Wummern ein Klassiker von Wu-Tang: *Cash rules everything around me*. Vor mir die Halle mit Sprossenwänden, Basketballkörben, Spielfeldmarkierungen, auf der Tribüne verstreut die Zuschauer. Im Gegensatz zu Z stört mich das Treiben um den Ring. Aber mich fasziniert, was innerhalb der Seile passieren wird. Ich treffe auf einen, den ich nicht kenne, dem ich höchstwahrscheinlich nie wieder begegne, und für drei Runden wird er das einzig Bedeutsame sein. Z hielt mich für verrückt, als ich ihm erzählte, dass ich am liebsten ohne Publikum boxen würde. Nur der Ring und der Gegner, aber kein Johlen und Klatschen und Pfeifen, keine Zeltfest-Atmosphäre. Nur das Wesentliche. Zwei Typen, einer rot gekleidet, der andere blau, links und rechts, Sieg oder Niederlage, ein simples System, das eindeutig klärt, auf welchem Level du kämpfst. Ich halte den Blick unten, auf meiner Schulter Simons Hand. Sein fester Griff gibt mir die Gewissheit, dass er bei mir ist, als wir die Stufen hoch zum Ring nehmen; er spannt die Seile,

und ich gleite hindurch, lasse die Dreifaltigkeit los, Jap Cross Hook, eins zwei drei. Auf dem Boden dunkle Flecken, Spuren der vorigen Kämpfe. Der andere beobachtet mich aus der Ecke. Er ist kleiner, stämmiger, tritt für einen Bregenzer Club an. Blonde Haare, braun gebrannte Haut, Schublade Sonnyboy: Ich werde mir dein Herz schnappen. Zahnschutz rein, der Schiedsrichter holt uns in die Mitte, wir stehen uns gegenüber, und an seinem starren Blick errate ich, dass er mehr zu bieten hat als ein Sportstudent, der gern Surflehrer wäre. 26 Kämpfe, ich muss vorsichtig sein. Ich werde mir dein Herz schnappen, werde über dich kommen wie ein Aztekenpriester. Ich spüre seine lauernde Gewalt und bin bereit dafür. In meinen Augen ein kaltes Fuck you. Da endlich: der Gong.

In der Pause massiert Jo mir die Schultern, Hammer Doublette, sagt er, richtig gut. Eine Linke auf den Körper und Kopfhaken sofort nachgelegt. Erst traf ich den Bregenzer unterhalb der Rippen in die Leber. Kein Organ ist anfälliger, die Übelkeit, die der Schlag hervorrief, brachte ihn ins Wanken, seine schützende Rechte sank herab und gab die Schläfe frei. Simon hält mir den Trinkbecher hin, ich schnappe mit den Lippen nach dem Strohhalm, mir ist kalt und gleichzeitig schwitze ich und zieh die Schultern hoch, Gänsehaut am Buckel. Mein Körper unentschieden, heiß, kalt, ich spüre, dass noch beides möglich ist: den Blonden zu besiegen oder von ihm überrannt zu werden. Setz die Rechte ein, bamm, die muss öfter kommen, sagt Simon, verstehst du, eins zwei, links rechts, und dann dein rechter Haken, Lorenz, den will ich heute noch sehen. Er sagt: Treib ihn vor dir her, nütz deine Größe aus. In dieser ersten Runde traf mich eine Gerade, wie ich sie gerne abge-

feuert hätte, ich liebe solche Schläge, die für Sekunden bis ins Innerste erschüttern, und ich spannte mich mit aller Kraft an, um nicht zu fallen, sondern die Gewalt durch die Füße aus dem Körper zu scheuchen; der Kampf war ernst geworden und dadurch schneller, wilder. Das Rundenmädchen trippelt im goldglitzernden Kleid vorbei, es ist die Nichte des Bezirksvorstehers, die als Geschenk zum Achtzehnten einen Abend lang den Applaus genießen darf. Der Trainer des Blondens macht einen Schritt zur Seite, fächelt ihm Luft zu, ich sehe, dass er den Blick auf mich gerichtet hält. Ich warte auf die Glocke, wie lange noch, ich will los, ja.

Zwischen Ring und erster Reihe steht Simon, er boxt in die Luft, ruft zu den Scheinwerfern hoch, er leidet, feuert an, er schreit: Fahr die Rechte aus, Lorenz, mach schon. Ich zähle mit. Drei Schläge, vier. Mein fünfter, ein linker Aufwärthaken, trifft. Ein Punkt für mich. Der andere greift an, eins zwei, links rechts, ich wippe zur Seite, vorbei. Wir geraten zu nah aneinander, sein Arm um meinen Nacken, er versucht einen Schlag mit der freien Faust anzubringen, da trennt uns der Ringrichter, mahnt wegen Kopfstoß ab. Weiterhin 1:0 für mich, sagt das heimliche Metronom, das ting ting meine Schritte zählt, meine eigenen Schläge und die des Blondens, der ausweicht, kontert, trifft, shit, 1:1, hart auf meine Stirn. Die Vorstellung blitzt in mir auf, wie das Hirn im Schädel schwappt, als es meinen Kopf nach hinten reißt. Man hat mir davon erzählt, und ich werde das Bild nicht mehr los: Das eigentlich Gefährliche am Boxen ist die Bewegung, die ein Treffer im Kopf auslöst, wenn das Hirn an die Schädelinnenseiten stößt. Ich sauge Luft ein, beiße fester auf den Zahnschutz. Ich weiß,

was kommt. Was in mir geschieht. Anstelle von Kopf und Hirn, der Gefühle, Gedanken und Träume, gibt es nun auch die Leber, die Nieren, Rippen, die Gelenke und Knöchel. Mein Bewusstsein verlagert sich in die Eingeweide und in die Muskeln, Sehnen, denn überall kann Schmerz sein. Ich in der Lunge als Brennen, im Magen als Übelkeit. Ich Pulsschlag. Ich Blut. Ich Adrenalin, Endorphin, Testosteron. Einer der Offiziellen klopft dreimal auf den Tisch, ich höre Simons Stimme, er schreit: Zehn! Zehn Sekunden bis zur Pause, die letzten zehn sind die wichtigsten, sie werden den fünf Kampfrichtern in Erinnerung bleiben, daran werden sie denken, wenn sie die Runde bewerten. Das Schnaufen meines Gegners, tsch tsch tsch, ich höre das Zischen einer beschleunigenden Lok, doch mein rechter Haken geht durch, ja, ich spüre die offene Stelle in seiner Deckung, und sein Kopf schnellt zur Seite und das Atmen klingt wie ein Winseln, vier drei zwei, da, der Gong. Wo ist meine Ecke? Ich spucke den Zahnschutz aus, ganz nah vor mir Simons Gesicht. Er begutachtet eine schmerzende Stelle über meinem linken Auge, sagt: Blondie hat mit links getäuscht, mit rechts getroffen, sah aber übler aus, als es ist. Er schmiert Vaseline auf die Wunde, such den Körper, sagt er, dem geht die Luft aus. Ja, bestätigt Jo, konzentriere dich auf die Leber und die Milz. Wieder Wasser, ausspucken, mein rechter Haken war gut, nicht?, frage ich und beide nicken, weiter so, sagt Jo und wirbelt mir mit einem Handtuch Luft zu. Simon wiederholt die Taktik: Infight, Leber, Milz. Pick an ihm, lass dich nicht abschütteln. Meine Lungen reichen, das weiß ich, es ist genug Atem in mir für die letzte Runde, ich kann, ich werde, ich ...

Weg mit dem Zahnschutz und schnaufen, schnaufen. Um uns Pfiffe, Rufe, Applaus. Der Blonde hat sich unter meinem Haken weggerollt, eine alle Energie zusammenraffende Aktion, und zu einem Treffer durchgezogen. Ich wiederhole mir diesen Moment knapp vor Ende, zugegeben, die finalen Sekunden haben damit ihm gehört. Meine Augen brennen, nein, kein Blut, nein, sicher Schweiß, aber wie steht es um die Nase, die Wangen? Wo ist es am übelsten? Gut gemacht, sagt Jo, und seine Stimme zittert, als wäre er selbst im Ring gewesen. Der ist auf Straßenniveau, Schlägerei vorm Beisl, du hast ihn ausgelaugt. Ein Sieg ist drin, bitte, ich muss gewinnen. Der Kampfrichter winkt uns in die Mitte, er greift mein Handgelenk und das des Gegners, wir flankieren ihn. Aus den Lautsprechern dröhnt es: Der Sieg nach Punkten geht an ... und ich will meine freie Faust hoch in die Luft reißen, der Ringsprecher wird meinen Namen rufen, komm, lass es mich sein.

2.

Vier Jahre zuvor habe ich erstmals begriffen, was Boxen bedeuten, wie viel Hingabe darin stecken kann. Es war Anfang 2011, mein erstes Semester bald vorbei. In der WG im 15. Bezirk hatten wir an der Decke des Wohnzimmers einen Beamer installiert, um aus dem Internet gezogene Filme oder Computerspiele via Playstation auf die Wand zu projizieren. Kam ich von der Uni oder von einer Gelegenheitsarbeit, zu der mich eine Leasingagentur quer durch Wien beispielsweise als Kellner vermittelte, und war der Film- oder Spielabend bereits im Gang, verharrte ich einen Moment an der Schwelle, beobachtete die Szenerie: das abgedunkelte Wohnzimmer, die Lichtschnaiese des Beamers, die auf die Wand geworfenen Bilder von Überholmanövern in *Super Mario Kart* oder Russell Crowe als Robin Hood, auf den Sofas verteilt meine Mitbewohner.

Die abendlichen Zusammenkünfte bündelten Wien und mein dortiges Leben in der einfachsten, unschuldigsten und doch treffendsten Weise. An diesen Anblick, nahm ich mir vor, werde ich mich erinnern, sollte ich einmal zurückdenken an die Veränderung, die der Umzug aus einem oberösterreichischen Dorf in die Großstadt mit sich gebracht hatte. Wir spielten abwechselnd oder in der Multi-

player-Variante, im Lauf der Abende und Nächte stießen weitere Freunde hinzu. Mein Wissen um Computerspiele hatte sich bisher auf *Zelda* oder *Final Fantasy* beschränkt, nun erhielt ich Nachhilfe, die mir unter anderem *Assassin's Creed* näherbrachte. Story, Grafik, alles vom Feinsten, schwärzte man in der WG. Das Spiel führte zu den Ursprüngen eines Geheimbundes von Auftragskillern, in den Vorderen Orient zur Zeit des Dritten Kreuzzuges. Auf der Burg Masyaf residierte der Assassin-Kommandeur Al Mualim, der den Kampf gegen die Tempelritter befahl, mich in Gestalt des Helden Altaïr zu Missionen nach Jerusalem schickte.

Immatrikuliert hatte ich mich für Deutsch auf Lehramt. Am Sprung nach Wien erschien es als die sinnvollste Wahl; Lehrer werden immer gebraucht, das leuchtete mir ein. Das aus Neugier belegte Nebenfach jedoch entpuppte sich als weitaus interessanter. Kultur- und Sozialanthropologie, die Vielfalt des menschlichen Zusammenlebens. In einer der ersten Stunden wurde das Berufsbild eines Anthropologen vorgestellt, Kulturvermittlung, Analyse von Migrationsströmen, Marketing für globale Unternehmen; als die Dozentin erwähnte, dass auch Geheimdienste an Absolventen interessiert seien, um diese zur Feldforschung in konfliktbeladenen Grenzregionen einzusetzen, wurde ich hellhörig. Ein Doppel Leben als Wissenschaftler und Spion wäre ein Abenteuer, wie ich es erleben wollte. Im Hörsaal erwachte die Begeisterung, die ich als Kind beim Lesen von Karl May und besonders bei seinen in Arabien oder am Balkan handelnden Romanen gespürt hatte, ein vager Erlebnishunger wie beim Zocken von *Assassin's Creed*.

Eine der Lehrveranstaltungen, die ich besuchte, war die *Einführung in den Islam*. Die Abspaltungen in Sunna und Siebener- oder Zwölfer-Schia, so der Dozent, brachte unter anderem die Nizariten hervor, eine ismailitische Splittergruppe, benannt nach Imam Nizar, ihrem gemeuchelten Gründer. Bekannt wurden sie im 12. Jahrhundert unter dem Namen Assassinen, vermutlich Verballhornung der Bezeichnung Haschischinen, mit der auf ihre Praktik angespielt wurde, Novizen mithilfe von Prostituierten und exzessiver Verwendung von Drogen das Paradies vorzugaukeln, in das sie ein zweites Mal gelangen könnten, so sie den Anforderungen des Anführers Hasan-i Sabbāh bedingungslos Folge leisteten. Als Herrschaftssitz diente diesem die Bergfestung Alamut im Nordwesten Irans. Von dort ausgehend, schufen die Nizariten ein bis ans Mittelmeer reichendes Netz an Burgen, deren bekannteste nach Alamut die Festung Masyaf war, nördlich von Damaskus gelegene Residenz Rashid ad-Din Sinans. Masyaf kannte ich vom Zocken, und Sinan, der neben Hasan-i Sabbāh zweite legendäre Regent der Assassinen, entpuppte sich als die reale Vorlage für Al Mualim. Sultane, Emire und Kreuzritter starben unter den Dolchstößen, die oftmals den Schlusspunkt einer penibel vorbereiteten Aktion darstellten: Assassinen schllichen sich in den inneren Kreis ihrer Opfer, tarnten sich über Monate, Jahre als Soldaten oder Mönche, bis der Befehl zum Mord kam. Rashid ad-Din Sinan, genannt *Der Alte vom Berg*, etablierte sich als mächtiger Anführer in einer Gegend, die Teile des heutigen Syriens umfasst. Er perfektionierte das System der überraschenden, tödlichen Attacken, ausgeführt von Männern, denen das eigene Leben nichts wert war, was, betonte der Dozent, mit Blick auf die Entwicklungen

nach 09/11 besonders interessant sei. Es war eine auf Geheimlehren und Selbstmordattentätern basierende sektenartige Gruppierung, die von ihren Mitgliedern die vollkommene Unterwerfung verlangte, im Grunde die mittelalterliche Urform der al-Kaida.

Das Semesterende näherte sich. Was könnte ich in den freien Februarwochen machen? Kein Besuch im heimatlichen Dorf, nein, die Übersiedlung nach Wien, der Beginn des Studiums, die neuen Freundschaften, diese rasche Abfolge von Premieren wollte ich weiterführen und ein Ventil finden für das aus dem Studium und der Erinnerung an Karl May gespeiste Verlangen nach Abenteuer. Als in der WG von Ferienplänen gesprochen wurde, die großteils ums Skifahren kreisten, kam mir eine Idee: Syrien. Ich las in Foren nach, verglich Tickets, der Flug und der Aufenthalt im Land versprachen nicht allzu teuer zu sein. Ich würde Masyaf besuchen, ich malte mir eine Art private Feldforschung aus, ein Erkunden der Spuren der Nizariten, danach könnte ich erzählen, mit eigenen Augen gesehen zu haben, was in *Assassin's Creed* als animierte Wüsten und verwinkelte Gassen vor uns auf die Wand projiziert worden war.

*

Zu Beginn meiner ersten Reise außerhalb Europas sprach mich am Flughafen von Damaskus ein Mann an. Ich ließ mich überreden, in sein Taxi zu steigen; während der Fahrt versuchte ich, ihm die Adresse des Hostels verständlich zu machen, das ich im Reiseführer angekreuzt hatte. Billig und nah am Souk, es schien die passende Unterkunft zu

sein. Im Stadtzentrum fragte er Shopverkäufer nach dem Weg, schließlich fanden wir das Hostel in einer Seitenstraße. Vis-à-vis der verlassenen Rezeption saß auf einem von drei Sofas eine junge Frau und sah fern. Gehüllt in einen grünen Mantel mit schwarzem Pelzkragen, braunes Haar mit einem Stich ins Blonde, auffällig dunkle Augen. Sie sagte Hello, ich Servus. Österreicher?, fragte sie und deutete auf den freien Platz neben sich: Ich komme aus München, lebe aber in Wien. Der Typ, sie zeigte auf die leere Rezeption, taucht nur unregelmäßig auf. Da hast du aber einen hübschen Trolley. Ich befürchtete, in ihren Augen albern zu wirken. Ihr Lächeln irritierte mich. Nicht spöttisch, eher lauernd, verstärkte es die Überforderung, die ich seit meiner Ankunft spürte. Während der Fahrt vom Flughafen hatte ich eine karge Landschaft gesehen, ballspielende Kinder, Männer, die einen Karren mit Gasflaschen zogen. Die Kleidung der Menschen, die ineinander verschachtelten Gebäude, die sandige Farbe der Äcker und selbst die Luft, die angenehm süßlich roch, machten mir bewusst, an einem fremden Ort zu sein. Verunsichert, ob mich der Taxifahrer übers Ohr gehauen hatte, war ich vom Typus des abgebrühten Backpackers ungefähr so weit entfernt wie die syrische Hauptstadt von Mohammeds Eindruck, der, laut Reiseführer, eine ruhige Oase zu erkennen glaubte, als er erstmals von den Bergen auf Damaskus herabblickte. In der Lobby hielt mir die Frau ihre Hand hin: Elena. Ihre Augen, bemerkte ich aus der Nähe, waren eher grün als schwarz.

Sie wandte sich wieder dem Fernseher zu. Liveberichterstattung aus Kairo, Bilder vom Tahrir-Platz, der überfüllt war von Demonstranten. Vor gut zwei Wochen war in Tunesien Ben Ali von einem Volksaufstand aus dem

Land gejagt worden, die Revolte hatte auf Ägypten übergegriffen. Mubarak ist fällig, sagte Elena, der kann sich bestimmt nicht mehr lange halten. Ein Junge schlenderte durch die Eingangstür, trat hinter die Rezeption. Hey Ahmed, that one is new, rief Elena und deutete auf mich. Ahmed nickte, brachte mir ein Formular, in das ich Passnummer, Name und Geburtsdatum eintrug. Er setzte sich zu uns, verfolgte die Nachrichten. Ob das auch in Syrien passieren könne?, fragte ich, und ohne die Augen vom Bildschirm zu nehmen, antwortete er: Never, Assad is a good President, not like Mubarak.

Elena begleitete mich in den ersten Stock. Es gab zwei Räume mit je zehn Schlafplätzen, vor einem freien Bett stellte ich den Trolley ab, begann auszupacken. Was ist denn das?, fragte sie und fischte ein rotes Taschenbuch zwischen meiner Kleidung hervor. Karl May, *Durch die Wüste*, so was liest du? Wieder dieses irritierend lauernde Lächeln. Vom Roman ausgehend, wollte ich eine Semesterarbeit schreiben, der Orient als europäisches Sehnsuchtsbild, inklusive der Verbindung zu den Assassinen und ihr Fortleben als Konsolengeldhelden. Sie holte aus ihrem Rucksack ein abgegriffenes Buch. *Die wilden Detektive* von Roberto Bolaño. Ein Krimi?, fragte ich, und sie winkte ab, nein, es gehe um eine Gruppe von jungen Dichtern in Mexico City. Ist ein bisschen mitgenommen, entschuldigte sie sich; Passagen, die ihr gefielen, schneide sie aus und klebe sie in ihr Notizheft, manche Bücher könnten von den Deckeln kaum zusammengehalten werden, nachdem sie mit ihnen fertig sei. Leih ich dir, wenn du willst, sagte sie, es ist auf jeden Fall besser als May.

Abends brachte Elena mich in ein Lokal, das günstiges Shawarma anbot. Nach dem Essen spazierten wir durch die Gänge des Souks. Die meisten Läden hatten bereits geschlossen, Elena deutete auf runtergelassene Rollläden, tagsüber, sagte sie, gibt es hier sehr gute Kuchen. Sie hakte sich bei mir ein, zog mich an Steinstufen vorbei: Dort geht's runter ins Areal der Goldschmiede. In einem Café, nicht weit vom Eingangstor der Umayyaden-Moschee, erzählte sie, dass sie nach der Tourismusfachschule und zwei Jahren Arbeit im elterlichen Gasthaus nach Wien gezogen sei, um in Erfüllung eines lang gehegten Traumes die Ausbildung zur Fotografin zu absolvieren. Ein Semester hatte sie am Kolleg noch vor sich. Ihr Plan für die Ferien war gewesen, nach Kairo zu fliegen und die Geschehnisse zu dokumentieren. Solche Bilder ließen sich bestimmt in einem Magazin unterbringen, es wäre ein wichtiger Schritt in die Selbstständigkeit. Kurz vor der Reise aber waren sämtliche Flüge nach Ägypten gestrichen worden, zu gefährlich sei die Lage im Land, hatte ihr die Fluglinie mitgeteilt. Syrien war ihr als die entfernteste und daher interessanteste Alternative erschienen. Sie assoziierte nichts mit diesem Land, es war eine Herausforderung, eine ihr unbekannte Gegend der arabischen Welt zu entdecken und in Fotografien festzuhalten. Elena holte aus ihrem Umhängebeutel zwei Objektive, Weitwinkel 35 mm, Teleobjektiv 135 mm, und ihre Spiegelreflexkamera. Leichtes Equipment, das ist wichtig, sagte sie, kein Stativ, ich will schnell reagieren können. An zwei Ecken der Kamera pickte braunes Paketklebeband. Sieht billiger aus, so Elena, damit niemand auf die Idee kommt, den Apparat zu klauen. Sie erkundigte sich nach dem Ablauf meiner Reise, und ich berichtete ihr von Masyaf und den Assassinen. Ein ruhiger, ganz

auf mich gerichteter Blick, Neugier war in ihren Augen, auch Ernsthaftigkeit, vor allem die Aufforderung, mehr zu erzählen. Bald klang es, als wäre ich vom Institutsvorstand persönlich beauftragt worden herauszufinden, ob Masyaf ein Märchen sei oder in der Wüste, weiterhin von mordlustigen Mystikern bewohnt, der Entdeckung harre. Wohin fährst du als Nächstes?, wollte ich wissen. Morgen nach Qamischli. Syrisches Kurdistan, präzisierte sie, letztens hat mir ein Taxifahrer erklärt, dass man Syrien nicht kennt, war man nicht dort, und ich glaub, da ist was dran. Sie nippte am Kaffee. Wenn dir auf der Burg langweilig wird, sagte sie, dann komm nach.

*

Die folgenden zwei Tage erkundete ich den Souk, die Stunden vergingen langsam, die Wahrnehmung wurde befeuert, beschleunigt; Syrien offenbarte mir eine bis dahin unbekannte Facette der Gegenwart: Sie schien stillzustehen und mit einer spürbaren Sinnlichkeit aufgeladen zu sein. Jeder Blick, jeder Schluck brachte ein neues Detail, vom Kaffee, mit Kardamom versetzt, bis hin zu den Vogelschwärmen, die am Himmel irre Manöver flogen. Die matt leuchtenden Farben der Gewürze und Kleider, durch Dachlücken einfallende Sonnenstrahlen, zwischen den Häusern gespannte, mit Koransuren bedruckte Stoffbänder. Ich beobachtete, wie sich im Hof einer Moschee Männer vor einem Brunnen aufreichten, um sich das Gesicht, die Hände und Füße zu waschen, neben dem Eingang zu einer Metzgerei baumelte ein gehäutetes Tier am Haken, ich rätselte, ob es ein Esel sei oder ein Kalb, und der aus dem Laden tretende Fleischhauer klärte mich auf,

dass es sich um ein Kamel handelte; in Markthallen verlautbarten Händler die Preise für Schals oder Spielzeug, Beträge, die von den Kunden, mit einem energischen Kopfschütteln abgetan, als Auftakt zum Feilschen benutzt wurden. Ich knipste Schnapschuss um Schnapschuss, keiner konnte die Besonderheiten, die der syrische Alltag für mich bereithielt, einfangen. Vom Hauptgang abzweigende schmale Pfade führten zu versteckten Teehäusern oder winzigen Plätzen zwischen den Häusern der Altstadt, manche Streifzüge endeten an vielbefahrenen Straßen, der nächste verschlungene Weg brachte mich zurück ins Treiben des Souk; über den Dächern hallte der Muezzinruf, per Lautsprecher verlautbarer Gebetskanon. In einem Café blätterte ich im Roman von May, wunderte mich, dass mir als Kind die darin steckende Religiosität nicht aufgefallen war, der belehrende, die Sätze durchtränkende Katholizismus, aus dessen Blickwinkel Arabien ein Hort von Barbaren war, sondern dass ich einzig die vordergründige Abenteuergeschichte wahrgenommen hatte. Genervt vom missionarischen Eifer der Sätze, nahm ich mir vor, die Idee einer an den Roman geknüpften Arbeit zu verwerfen. Ich dachte an Elena. Wie sie mich durch Damaskus geführt, meinen Erzählungen über Masyaf zugehört hatte, ging von ihr eine auffällige Wärme aus; an diesem gemeinsam verbrachten Abend überkam mich der Eindruck, dass ich von jedem Traum erzählen könnte, jedem Geheimnis, wäre da nicht ihr lauerndes Lächeln. Eine verwirrende Ausstrahlung: Elena wirkte so vertrauenswürdig, dass man sich ihr für eine allumfassende Beichte in die Arme werfen wollte, und dann schnitt ihr Grinsen einem die Kehle durch.

Am dritten Tag brachte mich ein Bus mit Ziel Latakia nach Masyaf. Von der Station fragte ich mich ins Stadtzentrum durch, zur auf einer Anhöhe ragenden Festungsruine. Vor dem Tor eine Tafel mit dem Hinweis, dass die Aga-Khan-Stiftung für die Renovierung und Instandhaltung des Areals verantwortlich sei. Die Assassinen, hörte ich eine Reiseleiterin den sie umringenden Pensionisten erklären, waren lausige Burgherren. Entweder fehlte es an Geld oder handwerklichem Können, weshalb Masyaf schon während der Zeit Rashid ad-Din Sinans in einen desolaten Zustand verfiel, doch genügte das Gerücht der fanatischen Killer, um allfällige Attacken auf den nicht unbedingt wehrfähigen Herrschaftssitz abzuwenden. Als Erstes erklimm ich durch eine Luke die Plattform eines Turmes. Um mich in weitem Umkreis die Häuser der Stadt, der Himmel ein sandfarbener Wolkenwall, als würde sich von den Hügeln ein Sandsturm heranwälzen. Neben mir hing die syrische Fahne. Ich lehnte mich gegen den Pfahl, um herauszufinden, wie fest dieser im Gemäuer verankert war. Ein Schreien und Pfeifen durchbrach die Stille. Mehrere Männer gestikulierten von der Straße wütend zu mir hoch, don't touch, rief einer. Wieder im Gewölbe folgte ich den Gängen und Stufen. Tageslicht fiel durch Mauerscharten in kerkerartige Kammern, zwei Rentner winkten mir von einer Balustrade lachend zu. Baustrahler gaben den Weg in die Tiefe vor, es wurde merklich kälter, und kein Lachen war mehr zu hören, kein Klicken von Fotoapparaten. Zwischen Dunkelheit und Lichtschneisen hatte ich das Gefühl, der einzige Mensch im Innersten der Ruine zu sein. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es hier zu Zeiten ad-Din Sinans ausgesehen hatte, doch einfacher war es, mich als Altaïr zu imaginieren, der in Masyaf von

Al Mualim für den Kampf gegen die Tempelritter trainiert wird. Feuchte Zellen, Steintreppen, die hinab in Katakomben führten: Ich bewegte mich durch die Kulissen von *Assassin's Creed*.

Am Abend zuvor war ich in der Lobby gesessen, Bolaños *Die wilden Detektive* in der Hand. Gegenüber ein paar Reisende, kaum älter als ich, die von Klettertouren im Hohen Atlas und Drogenpartys in Goa berichteten. Neben mir zwei Frauen, zwei Männer, die abwechselnd ins Gästebuch schrieben. Sie kämen aus Japan, antworteten sie auf meine Frage, und als ich meine Neugier nicht mehr verbergen konnte, zeigten sie mir, woran sie mit auffälliger Hingabe gearbeitet hatten. Die Seite war verziert mit japanischen Schriftzeichen und Malereien von Blumen und weinenden Gesichtern. In der Mitte des Blatts, hervorgehoben durch einen schwarzen Rahmen und datiert auf den März des letzten Jahres, der Satz: I am heading for Iraq, yours Hibiko. Wie, fragte ich, der ist in den Krieg gereist? Jener Hibiko, erzählten sie mir, hatte sich als Erster ihrer Clique auf Weltreise gewagt, um Europa, den Nahen Osten und Südamerika innerhalb dreier Monate entlang einer bis ins Detail ausgeklügelten Route zu erkunden. Aus der Türkei kam er nach Syrien, nächste Station Jordanien. Entgegen seiner vorsichtigen Natur fasste er aber den Entschluss, von der Reiseplanung abzuweichen. Mit dem Bus fuhr er nach Deir ez-Zor, der größten Stadt im Osten des Landes, und überquerte die Grenze zum Irak; eine Entscheidung, die sich niemand erklären konnte. Kurz nach seiner Ankunft in Bagdad wurde er entführt; mal wurde über die Medien verbreitet, es gebe Lösegeldforderungen, mal hieß es, er sei spurlos verschwunden. Hibikos enthaupteter Leich-

nam wurde schließlich in einer Straßenrinne gefunden, von seinem Kopf und seinem Mörder fehlte weiterhin jegliche Spur. Auf Reisen hatte er seine vier Freunde per Mail informiert, wo er sich gerade befand, welche Erfahrungen er machte, welche Sehenswürdigkeiten er besuchen wollte. Abgesehen vom Irak würden sie nun sämtliche der von Hibiko bereisten Länder abklappern, an denselben Stationen nächtigen, dieselben Orte erkunden und nach Details wie einer Notiz in einem Gästebuch Ausschau halten, um sie mit ihren Geleitworten auszuschmücken.

Vielleicht, dachte ich mir während der Fahrt nach Masyaf, war Hibiko vom Erreichen des Irak besessen gewesen, gleichgültig, wie dringend die Reisewarnungen auch sein mochten. Vielleicht hatte er von einem besonderen Erlebnis geträumt; im Wettkampf der Backpacker, den ich im Hostel beobachten konnte und der darum kreiste, wer am weitesten, am heftigsten rumgekommen, wer am dreckigsten, am härtesten unterwegs gewesen war, wäre er mit diesem das Risiko des Todes einkalkulierenden Unterfangen zweifellos hervorgestochen.

Im Burghof knirschten meine Schritte über den sandbedeckten Boden; wie zuvor die Pfiffe und Schreie der Männer, die sich über mein Berühren der Fahnenstange geärgert hatten, oder das Lachen der beiden Rentner war es ein Geräusch, das in der Stille, die nicht nur über der Festung, sondern der gesamten Stadt zu liegen schien, auffällig laut hervorstach. Ich drehte mich langsam im Kreis. Um mich die jahrhundertealten Mauern, Steinbrocken, die keinerlei Gravur oder Verzierung trugen, keinerlei Spuren der Nizariten. Mir kam ein sehr klarer Gedanke: Ich war, von den Assassinen bis zu Hibiko, bisher in den

Geschichten anderer geblieben. Wegen meines Studiums und eines Computerspiels war ich nach Syrien und bis nach Masyaf gereist. Syrien bestand aus den Sätzen Elenas oder der vier Japaner, den Erklärungen der Reiseleiterin, die ich bei meiner Ankunft in der Festung aufgeschnappt hatte. Mein Vorhaben, mehr von den Assassinen zu erfahren, offenbarte sich in Anbetracht der spärlich ausgeschilderten Ruine als schwieriger als erwartet, und ja, ich hatte noch genügend Zeit, um weitere Festungen zu besuchen, mich entlang der Überreste der Kreuzzüge von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten zu arbeiten, um mein Wissen über die Zeit Sinans und Saladins zu erweitern. Ich konnte aber auch etwas gänzlich anderes in Angriff nehmen, dachte ich mir, ich konnte aus den von Studium und Zocken vorgegebenen Geschichten ausbrechen und eine neue beginnen.

*

Am nächsten Morgen machte ich mich auf nach Kurdistan. Als Erstes gelangte ich nach Al-Hasaka, von dort in einem Minibus nach Qamischli. Während dieser Fahrt sprach mich mein Sitznachbar an: Welcome to Syria. Er wollte wissen, woher ich komme, stellte sich als Ingenieur vor, tätig in einer Raffinerie, und nachdem er von der Mittelmeerküste geschwärmt und mir versichert hatte, dass Beirut unbedingt einen Besuch wert sei, lud er mich zu einer Führung ein. Nichts Besonderes, meinte er, bloß ein paar Förderanlagen, doch schön seien die Nächte, wenn das aus den Öltürmen schlagende Feuer die Steppe erlebe. Während einer Pause auf einer Raststätte verabschiedete er sich auf die Toilette, bei seiner Rückkehr sah er

mir nicht mehr in die Augen. Es sei doch nicht möglich, stammelte er, kein Besuch, es sei eine dumme Idee gewesen. Am nächsten Halt stieg er wortlos aus, und ich fragte mich, ob ich etwas Falsches gesagt, ihn in irgendeiner Weise beleidigt hatte, doch kam ich zu keiner anderen Erklärung, als dass zutreffen musste, was im Reiseführer unter dem Schlagwort *Achtung* vermerkt war: Dass es Schwierigkeiten geben könne, interessiere man sich zu sehr für militärische Anlagen oder Raffinerien, dass derartige Objekte für Touristen tabu seien und auf keinen Fall fotografiert werden dürften.

Den Stadtplan in der Hand, lief ich durch Qamischli. Elena hatte mir die Adresse ihres Hotels notiert, letztlich fand ich es am Ende einer von Bügelshops und Schneidereien gesäumten Gasse. Die Lobby lag im ersten Stock. Ein Fernseher, ein Eisenofen, ein abgewetztes Sofa, belagert von zwei Typen, über ihren Köpfen Poster verschiedener Filme: *Der Pate*, *Goodfellas*, *Alien*. Beide erhoben sich und kamen mir entgegen. Einer war groß gewachsen und massig, eine einschüchternde Gestalt, wäre da nicht das freundliche Lachen, mit dem er mir die Hand entgegenstreckte, eine Zigarette im Mundwinkel. Welcome, nuschelte er. My name is Zain. Ehe ich versuchen konnte, den Namen richtig auszusprechen, setzte er nach: Just call me Z. Der andere war kleiner, mit ebenso breitem Nacken, Z stellte ihn als Hamed vor, seinen jüngeren Bruder. Beide trugen Seidenhemden mit spitzen Kragen, Hamed eines in Dunkelblau, Z in Violett, was ihrer bulligen Gestalt ein clownhaftes Aussehen verpasste. Hamed fischte hinter der Rezeption das Anmeldeformular hervor, ein Kugelschreiber klickte in seiner Hand, fill out here and